diesen Sprachen fruchtbringende Anstöße erhalten hat bzw. weiterhin erhält. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass mit der vierten Auflage der *Studienbibliographie Linguistik* ein Buch auf dem Markt erschienen ist, das außer den Studenten der Germanistik, anderer neuerer Sprachen, der Sprachwissenschaft und deren Nachbardisziplinen ebenfalls vielen sprachinteressierten Lesern eine verlässliche Einstiegshilfe in die einschlägige Literatur bietet. Die sinnvolle, gründlich durchdachte Zusammenstellung der linguistischen Beiträge bezeugt eindrucklich die Qualität der von den Autoren geleisteten Arbeit. Von einer solchen Bibliographie wünschte man sich in ein paar Jahren dann eine neue, bearbeitete und um aktuelle Titel erweiterte Auflage. An neuen linguistischen Publikationen, die gewählt und geordnet werden müssten, wird es sicherlich nicht fehlen.

Lahn, Silke; Meister, Jan Christoph:
Einführung in die Erzähltextanalyse.
 Stuttgart: Metzler, 2008. – ISBN 978-3-476-02226-4. 311 Seiten, € 19,95

(Bruno Roßbach, Seoul / Republik Korea)

Der erste Blick in das Buch ist vielversprechend: hervorragende Gliederung, zweifarbiger Druck, zahlreiche Abbildungen und Tabellen, Fettdruck aller neu eingeführten Termini, schließlich ein Anhang mit einem Glossar und einem Sach- und Personenregister. Das ist ein Lehrbuch, wie man es gerne in Händen hält. Nun muss es inhaltlich nur noch halten, was es äußerlich verspricht. So viel sei vorweggenommen: Dieses Buch enttäuscht nicht. Es ist gut lesbar und inhaltlich auf dem neuesten Stand. Allerdings ist dieser neueste Stand nicht auf der ganzen Linie erfreulich. Geforscht

wird viel, aber verlassen kann man sich auf nichts. Bedauerliche Abstriche sind zu machen.

Das Buch beginnt mit der naheliegenden Frage »Was ist Erzählen?« Das Urvertraute wird plötzlich fremd, wenn man sich fragt, was man eigentlich tut, wenn man erzählt. Das weiß man nur solange, wie man nicht danach fragt. Schon die janusköpfige Doppelstruktur des Erzählens ist schwer in den Griff zu bekommen: Verfolgt man das Erzählen als Prozess, so verfehlt man das Ganze, geht man vom Ganzen aus, so verfehlt man seinen Verlauf. Immerhin ist die Abfolge klar: Zuerst der Verlauf, dann das Ergebnis, und so bieten die Autoren folgerichtig zunächst eine Definition des Erzählens an: »Unter Erzählen verstehen wir das (sprachliche) Ausdrücken, Verknüpfen und gleichzeitig thematische Ordnen von (wahren oder vorgestellten) Fakten zu Geschichten.« (4)

Diese Definition verbannt die Unterscheidung zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Erzählungen zu Recht in Klammern, denn das eine wie das andere ist eben »Erzählen«. Konsequenzen aus dieser Einsicht werden jedoch nicht gezogen. Nicht-fiktionales Erzählen taucht im Folgenden nur noch sporadisch und unsystematisch auf. Die Entfaltung des Themas vom Einfachen zum Komplexen, vom Alltagserzählen zum literarischen Erzählen unterbleibt.

Es folgt eine kurze, aber gelungene Geschichte der Erzähltheorie von Platon und Aristoteles über Friedrich Spielhagen, Käte Friedemann, die russischen Formalisten und die Strukturalisten bis hin zu Gérard Genette. Als dann gelangt man zum Kernbereich des Buches, der drei Fragen umkreist: »Wer erzählt die Geschichte?«, »Wie erzählt der Erzähler?« und »Was erzählt der Erzähler?«.

Die Frage, wer eine Geschichte erzählt, ist eigentlich nicht sonderlich auf-

schlussreich, denn sie lässt nur eine Antwort zu: der Erzähler. Weniger banal ist der Versuch, diesen Erzähler modellhaft abzubilden und seine Eigenschaften (Statik) und seine Strategien (Dynamik) zu beschreiben. Noch weniger banal ist es, den *fiktionalen* Erzähler zu beschreiben, weiß man doch erst seit der Jahrhundertwende, dass es einen solchen gibt. Folgerichtig trennen die Autoren zunächst den textexternen Autor vom textinternen Erzähler und widmen sich alsdann dem Letzteren. Beim Versuch, den Erzähler begrifflich zu fassen und ihn in ein Prisma von Merkmalen aufzulösen, stützen sich die Autoren auf G. Genette, den man für den wichtigsten Impulsgeber der modernen Narratologie hält. Leider ist er das tatsächlich. Seine Fehlkonzeptionen finden bei deutschen Narratologen allgemein großen Zuspruch. So glaubt Genette zum Beispiel, ausgerechnet einem schriftlich-fiktionalen Erzähler eine »Stimme« zuordnen zu müssen. In Wirklichkeit hat der schriftlich-fiktionale Erzähler eine ganze Reihe von Eigenschaften und Fähigkeiten, nur eines hat er nicht: eine »Stimme«. Wohl aber eignet ihm ein spezifisches Sprachverhalten. Der Ausdruck ›Sprachverhalten‹ wäre geeignet, als Schnittstelle zu einer linguistischen Stilistik zu fungieren.

Die Begründung für das Stimmen-Konzept zieht Genette aus der Möglichkeit des Erzählers, statt aus seiner eigenen Perspektive aus derjenigen eines anderen heraus zu erzählen. Als dann spaltet er sich in eine »Stimme« auf, die erzählt, und in eine (Fremd-)Perspektive, die er einnimmt, so jedenfalls Genette. Aber auch der Alltagserzähler übernimmt gelegentlich die Sicht anderer und zerfällt dabei nicht in zwei Teile. Figurenperspektivisches Erzählen ist eine Strategie des Narrators, die er so lange aufrecht erhält, wie er will. Bestünde er im Verlaufe figurenperspektivischen Erzählens

nur noch aus einer Stimme, so würde ihm auch die nichts mehr nützen.

Durchgängig halten es die Autoren für nötig, alle gängigen und gut eingeführten narratologischen Grundbegriffe durch das bizarre Begriffsinventar G. Genettes zu ersetzen. So soll der ICH-Erzähler hinfort »homodiegetisch«, der ER-Erzähler »heterodiegetisch« heißen. Golo Mann wäre sicher erstaunt, wenn er noch erleben könnte, dass er anlässlich seiner Autobiographie ein »homo-« und anlässlich seines *Wallenstein* ein »heterodiegetischer Erzähler« war. Wir wenden uns mit Grausen ab und lassen es terminologisch beim Alten, zumal der hier zugrunde gelegte »Diegisis«-Begriff semantisch an den Gegenbegriff der »Mimesis« gebunden ist (Platon), der heute ebenfalls kaum mehr akzeptabel ist, jedenfalls nicht in Bezug auf den hier zu bezeichnenden Sachverhalt.

Zu kritisieren ist auch der leichtfertige Gebrauch der populären Phrase »eine Geschichte erzählen« bzw. »to tell a story«, denn die Aufgabe des Erzählers besteht darin, ein Geschehen zu versprachlichen, nicht eine Geschichte, die bereits narrativ geformt ist. Im Übrigen wird der Ausdruck ›Geschichte‹ überflüssig, wenn man vom Erzähltext ausgeht. Hinter der Erzählung steht eine (reale oder fiktionale) Wirklichkeit, die nicht schon selbst eine Geschichte ist.

Generell zu kritisieren ist, dass die Autoren dieses Buches linguistische Erwägungen durchgängig aussparen. Das zeitigt nicht selten unliebsame Konsequenzen. So vermuten unsere Autoren, dass das so genannte »epische Präteritum« in Wirklichkeit gar kein Präteritum sei und beziehen sich dabei auf Käte Hamburger, die 1957 den logischen Wert des Präteritums mit seinem psychologischen Effekt verwechselte. Auf diesem Kenntnisstand sind unsere Autoren heute noch. Auf den Seiten 92 f. wird diese These zwar diffe-

renziert, dadurch jedoch nicht verbessert. In manchen Fällen treffe sie zu, in anderen nicht. Anstatt Chaos zu ordnen, stiften die Autoren selber welches. Ein Blick in eine neuere Grammatik hätte den Autoren eine überzeugendere Erklärung für den Gegenwartseffekt des epischen Präteritums liefern können (vgl. hierzu Freudenberg 1992).

Zu Recht betonen die Autoren, dass Erzählen nicht immer Vergangenheitserzählen ist, sondern dass es auch ein gleichzeitiges Erzählen gibt, und verweisen dabei auch auf einleuchtende Beispiele, etwa auf die Direktreportage. Leider versäumen sie darauf hinzuweisen, dass sich gerade in jüngerer Zeit fiktionale Erzähltexte häufen, die durchgehend im Präsens erzählt werden. Angesichts dieses Befundes wäre zu diskutieren, ob in diesen Fällen ein falscher Gebrauch der Präsensformen vorliegt, wie dies ein Artikel in der *ZEIT* behauptet (Greiner 2009). Oder suggerieren diese Texte – eventuell nur einige von ihnen – tatsächlich eine Parallelität von Handlungsentwicklung und Erzählprozess? Redemoment-Präsens oder Historisches Präsens (als stilistische Variante des Präteritums), das ist hier die Frage. Doch diese Frage wird nicht gestellt.

Der Fall des futurischen Erzählens ist in der Tat sehr selten, denn es erscheint nicht plausibel zu sein, dass etwas erzählt wird, bevor das Erzählte geschehen ist. Dies sei, so die Autoren, nur in Form von Visionen oder Prophezeiungen denkbar, nicht dagegen in Form eines Tatsachenberichts. Man vergleiche dazu aber Brechts Ballade von der *Seeräuber-Jenny*: »Und ein Schiff mit acht Segeln / Und mit fünfzig Kanonen / Wird liegen am Kai.« Ob dies nun eine Prophezeiung ist oder nicht: Hier wird vollkommen zukunfts-gewiss erzählt. Wer meint, es könne auch alles anders kommen, der versteht diesen Text nicht.

So verhält es sich auch bei dem althochdeutschen, futurisch erzählten Weltenbrand-Epos *Muspilli*, das ebenfalls keinen Zweifel daran aufkommen lässt, wie man sich das Weltenende vorzustellen habe. Ob der heutige Leser dem Erzähler von damals folgen mag, berührt die Struktur und den Inhalt des Textes nicht im Mindesten (vgl. dazu Brandt 1987).

Der zweite große Block des Buches ist der Frage »Wie erzählt der Erzähler?« gewidmet. Die dort vorgestellten Themen können hier weder referiert noch kritisch besprochen werden. Es sind dies im Einzelnen die »Erzählperspektive«, die »Präsentation von Rede und mentalen Prozessen«, die Zeitrelation zwischen »Diskurs und Geschichte« (besser: zwischen Erzählzeit und Geschehenszeit) sowie die Reihenfolge der zu erzählenden Ereignisse. Sogar dem Thema des Zusammenhangs von Wissen und Erzählung wird nachgegangen, wobei das Wissen des Erzählers, das Wissen der Figuren und schließlich auch dasjenige des Lesers eine Rolle spielen. Ein »Leitfaden zur Analyse von Erzählen und Wissen« rundet dieses Kapitel ab.

Ein Wort jedoch über den Abschnitt »Metanarration«, womit offenbar die Ausgestaltung der Erzählerebene gemeint ist. Der salopp formulierte Slogan »Erzählen über das Erzählen« (170) führt in die Irre, denn auf der Erzähler- bzw. Metaebene wird nicht erzählt, sondern das Erzählte besprochen. Auf die Gefahr hin, die Autoren nicht verstanden zu haben, schlagen wir in dem ansonsten nützlichen Glossar nach. Doch da fehlt dieses Stichwort.

Der dritte Block – »Was wird erzählt?« – informiert über Aspekte der Thematik, über Handlung, Figuren und die räumliche und zeitliche Struktur des Erzählten (199–258). Wiederum begegnen wir einem wohlstrukturierten, leserfreundlichen Text mit relativ kurzen Abschnitten

und nützlichen Diagrammen, die das ausgebreitete Wissen zusammenfassen und das Verständnis für Zusammenhänge erleichtern. Selbst das Erzählen mit filmischen Mitteln kommt zur Sprache.

Die Stärken und Schwächen dieses Buches liegen auf der Hand: Seine thematische Reichhaltigkeit und ansprechende Präsentationsart sind entscheidende Pluspunkte. Negativ fällt jedoch die oftmals nicht erkennbare theoretische Grundlage des Werkes auf. Früher bot F. K. Stanzel mit seinen unhaltbaren Kategorisierungen die unglückliche Basis für die weitere Forschung. Heute zieht man G. Genette vor, der manches besser macht, manches aber auch nicht. Angesichts dieses Dilemmas sei an die Möglichkeit des Selber-Denkens erinnert. Nur damit kann es gelingen, dem neuesten Stand der Narratologie, den das vorliegende Buch nicht schlecht repräsentiert, möglichst schnell zu entkommen.

Literatur

- Brandt, Wolfgang: »Zukunftserzählen im Muspilli.« In: Bergmann, Rolf; Tiefenbach, Heinrich; Voetz, Lothar (Hrsg.): *Althochdeutsch. Bd I. Grammatik, Glossen und Texte*. Heidelberg: Winter, 1987, 720–736.
- Freudenberg, Rudolf: »Indem ich die Feder ergreife...«. Erwägungen zum Redemoment beim literarisch-fiktionalen Erzählen.« In: Kohrt, Manfred; Wrobel, Arne (Hrsg.): *Schreibprozesse – Schreibprodukte. Festschrift für Gisbert Keseling*. Hildesheim: Olms, 1992, 105–162.
- Genette, Gérard: *Die Erzählung*. 2. Auflage. München: Fink, 1998.
- Greiner, Ulrich: »Falsches Präsens«, *DIE ZEIT*, Nr. 19, 30.04.2009.
- Hamburger, Käte: *Die Logik der Dichtung*. 4. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta, 1994 [1. Aufl. 1957, erw. Neufassung 1968].
- Stanzel, Franz K.: *Theorie des Erzählens*. 4. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1989 [1. Aufl. 1979].

Lecke, Bodo (Hrsg.):

Mediengeschichte, Intermedialität und Literaturdidaktik. Frankfurt a. M.: Lang, 2008 (Beiträge zur Literatur- und Mediendidaktik 15). – ISBN 978-3-631-55385-5. 465 Seiten, € 62,00

(Manfred Kaluza, Berlin)

Der vorliegende Sammelband hat zwei Probleme: Herausgeber und Verlag. Nach Lektüre der mehr als 70seitigen Einführung sowie dreier Einzelbeiträge des Herausgebers drängt sich der Eindruck auf, dass hier jemand seinen Computer aufgeräumt und dabei alle möglichen Themen und Gedanken als Textschnipsel gefunden hat, die bei früheren Publikationen und Herausgeberschaften irgendwie im Computer gespeichert geblieben sind.

Dass der renommierte Peter Lang Verlag das Lektorieren faktisch aufgegeben haben muss und den Band in einer seiner zahllosen, in ihrer Unübersichtlichkeit kafkaesk anmutenden Reihen (Beiträge zur Literatur- und Mediendidaktik, Herausgeber der Reihe Bodo Lecke!) zum stolzen Preis von 62,- € anbietet, wirft ein trübes Licht auf die »Publish or perish«-Wissenschaftskultur.

Der Satz des Bandes ist lieblos, die Korrektur, wenn sie denn stattgefunden hat, äußerst oberflächlich. In den Hinweisen zu den Autorinnen und Autoren fehlt ein Name, ein Namen- und vor allem ein Begriffsregister fehlen ganz. Sie hätten die in dem Band versammelten, thematisch sehr disparaten Beiträge besser erschließen können.

Bereits der formulierte Anspruch des Bandes lässt beim Leser eine gewisse Konfusion zurück und ist wohl nicht zu ernst gemeint:

»Und als Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes, der in seiner eher »enzyklopädischen«, teils eher exemplarischen Anlage durchaus auch – zumindest ansatz-